



RADIO NACHT

ROMAN
SUHRKAMP

JURI ANDRUCHOWYTSCH

suhrkamp taschenbuch 537I

Als »Barrikadenpianist« hat er die Revolution zu Hause unterstützt. In der Emigration verdient er sein Geld als Salonmusiker – Josip Rotsky, ein Mann unklarer Identität, in dessen Name Trotzki, Brodsky und Joseph Roth anklingen. In einem Schweizer Hotel muss er für den Diktator seines Landes spielen – und wird zum Attentäter. Eine Dezembernacht hindurch wendet sich Rotsky, inzwischen Eigentümer und Moderator des Kanals »Radio Nacht«, an die schlaflosen Hörer der Welt. Er sendet seine Lieblingsmusik, die der Soundtrack seines abenteuerlichen Lebens war, spricht von seiner Suche nach Erkenntnis und von Flucht als permanentem Zustand.

Fiktive Biografie, Künstlerroman, Liebesroman, ukrainischer Faust, Fantasy-Thriller: Mit diesem Roman kehrt Juri Andruchowytch zurück zu seinen übermütigen Anfängen und kann doch hinter den vielen Maskierungen die Verzweiflung seines Helden nicht verbergen.

»Unter der wilden, wüsten, immer wieder auch komischen Schale steckt ein bitterer, schwarzer Kern, eine universelle Trauer über die Opfer der Geschichte.« *Die Welt*

Juri Andruchowytch, geboren 1960 in Iwano-Frankiwsk/Westukraine, ist einer der bekanntesten europäischen Autoren der Gegenwart. Er veröffentlicht Gedichte, Essays und Romane. Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet und in 20 Sprachen übersetzt. Zuletzt erschien sein Roman *Die Lieblinge der Justiz* (2020). Nach Aufenthalt in Westeuropa und den USA lebt er heute wieder in Iwano-Frankiwsk.

Sabine Stöhr, geboren 1968, wurde für ihre Übersetzungen aus dem Ukrainischen mehrfach geehrt, zuletzt 2018 mit dem Preis der Leipziger Buchmesse. Sie lebt in Berlin.

Juri Andruchowyttsch

Radio Nacht

Roman

Aus dem Ukrainischen
von Sabine Stöhr

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
Radio Nič
bei Meridian Czernowitz in Černivici.

In Absprache mit dem Autor wurden geringfügige Änderungen
am Original vorgenommen.



Erste Auflage 2024
suhrkamp taschenbuch 5371
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos und Gabler, Hamburg
Umschlagabbildungen: loulouka1/Shutterstock (Rabe),
Mo Photography Berlin/Shutterstock (Karl-Marx-Allee),
uslatar/Shutterstock (Hotel)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47371-9

www.suhrkamp.de

Radio Nacht



Über diesen Code erhalten Sie
Zugang zum Musikprogramm »Rotsky's List«.
Empfohlen für nächtliches Hören.

Ich war nicht mehr ich selber, war ein anderer und doch
gerade darum erst recht wieder ich selbst.

Robert Walser, Der Spaziergang

Die Geräusche berstender Berge, überströmender Seen
und um sich greifenden Feuers, zusammen mit dem Heulen
des Sturmes, werden entstehen.

Das Tibetanische Totenbuch

Wenn Gott unser Vater ist, dann ist der Teufel unser Busenfreund.

Sie hören RADIO NACHT, am Mikrofon ist Josip Rotsky, alias Jos. Hier hat es eben zwölf geschlagen, und ich bleibe bis zum Morgen auf Sendung. Heute ist Freitag, der 13. Dezember – alles ideal, wie Sie sehen: der schlimmste Tag des schlimmsten Monats am schlimmsten Wochentag. Ein guter Anlass, Zeit miteinander zu verbringen.

Ich bin nicht allein in diesen vier Wänden. Das grüne Funkeln auf der Weltkarte im Studio zeigt an, wo man mir zuhört, und wäre ich nicht so ein altes Arschloch, ich würde gerührt verkünden, dass ich heute sogar glücklich bin – so viele sind Sie. Und werden immer mehr.

Da betrachte ich also (ich gestehe – fast glücklich) diese positive Wandlung: Wie beide Hemisphären sich langsam mit grünen Pünktchen überziehen, here, there and everywhere, und wie einige schon zu kleinen grünen Enklaven verschmelzen. Ein vielversprechender Beginn, für einen Amateursender, wenn ich so sagen darf.

Meine Uhr zeigt null Uhr und drei Minuten. »Meine« sage ich hinsichtlich ihrer Lage. Der Ort, an dem ich mich hinter vier Wänden verstecke ... Ja, wieder verstecke ich mich, obwohl es kaum noch auszuhalten ist! ... Aber versuchen wir es anders: Der Ort, an dem ich mich in diesen vier Wänden aufhalte, liegt für einen, der die Zeit ansagen muss, extrem günstig. Ich befinde mich ungefähr da, wo ihre Zählung beginnt. Erinnern Sie sich an Geophysik für Anfänger? Nein, ich bin nicht in Green-

wich, nicht in Algier, nicht in Mali oder Burkina-Faso und auch nicht in Westfrankreich oder Ostspanien. Raten Sie, wo ich bin.

Der Wind könnte einen Hinweis geben. Online hören Sie ihn nicht, aber er ist da. Er ist trotzdem online. Glauben Sie mir, er wütet draußen, hinter diesen Mauern. Ich kann ihn auch nicht hören, aber ich bin mir sicher – er ist da, und er weht alles, was er erwischt, nach Norden, gegen Spitzbergen, Richtung Pol: Schiffsorgelbruch, Flugzeugflügel, Pilotenseelen, Segeltuchfetzen, Rindenstücke, geheime Flechtendüfte, Holzpfeifen und ihre Geräusche, Vogelfedern. In seinen Strömen baden, unbeholfen wie Wale, die nördlichen Engel.

Da haben wir den zweiten Hinweis – Wale. Sie sind hier irgendwo, ganz nah, wie Somnambulen ziehen sie in der großen Sprachlosigkeit der Tiefe ihre Kreise, eingehüllt in Schichten warmen Fetts und Wassermassen. Ich ganz in der Nähe. Ich bin im Ozean, ohne dass man sagen könnte, in welchem. Ist es noch der Atlantische oder schon der Eisige? Wobei in dieser Jahreszeit, inmitten des Winters und der Dezembernacht, alle Ozeane verdammt eisig sind. Hundert Teufel ins Maul, wie der Seewolf sich ausgedrückt hätte.

Haben Sie es noch nicht erraten? Reichen zwei Hinweise etwa nicht? Einen dritten wird es nicht geben.

Ich bin auf einer Insel ohne Namen. Auf dem Null-Meridian. Hier ist es null Uhr und sechs Minuten Greenwich-Zeit, und soeben hat der neue Tag, der 13. Dezember, begonnen. Alles östlich von mir hat seine Grenze schon überschritten. Allen im Westen steht das noch bevor. Ihr 13. Dezember kommt erst. Das sage ich extra für die Hörer auf Baffinland, denn ein paar grüne Punkte auf der Karte zeigen, dass es auch dort Hörer gibt. Außerdem

hört man mich heute in Berlin, Massachusetts, und in Berlin, Connecticut, in Athens, Kentucky, und Athens, Illinois, in Versailles und Russia (beide Ohio), in Italy und Odessa (beide Texas), in Palermo auf Sizilien und Palermo in North Dakota, in drei Petersburgs und in Pittsburgh, in Jericho, Tasmanien und Jericho, Kalifornien, im pennsylvanischen, virginischen, carolinischen und neuseeländischen Bethlehem, in allen vier Jerusalems Amerikas und im fünften, dem echten, sowie in unzähligen anderen Städten und Orten, so auch in Alleluia, Nebraska.

Heute Nacht habe ich Ihnen etwas zu erzählen. In ebendieser Nacht – mit ihrer fast auf das Maximum ausgedehnten Dunkelheit. Mit ihrer Dunkelheit, die sie uns über die armen Köpfe geworfen hat wie eine kosmische lichtundurchlässige Decke. Noch eine Woche, und wir haben die längste Nacht. Aber ich will nichts verzögern. Hellichter Tag hat schon gestern kaum stattgefunden. #Circa vier Stunden blasser Himmelsbrei, bleierne Wellen, bleierne Felsen, Blei am und hinterm Horizont, ein, zwei Handvoll vergänglicher Schnee, Wind und ein mittelschwerer, aber anhaltender Seegang, schon den sechsten Tag. Dieser endete, ohne dass er begonnen hatte: Um zwei Uhr nachmittags wurde es schlagartig dunkel, und die ganze Seevogelkolonie schrie ein letztes »Lebewohl«, während ich auf der Innenterasse auf und ab ging.

Ich wollte Sie nur vorwarnen. Sie, die mir bisher zugehört haben und die Sie immer mehr werden. Ich werde Sie bestimmt nicht retten und Ihnen auch kaum irgendwie helfen können. Aber ich werde Ihre Nacht mit Schlaflosigkeit füllen.

*Dies ist Radio für alle, die
am Limit sind
in einer Sackgasse stecken
nichts mehr vor sich sehen
nachts nicht schlafen können
nachts nicht schlafen wollen
überhaupt nie schlafen
nicht schlafen und nachdenken
unbeweglich daliegen mit offenen Augen*

Für solche wie Sie spiele ich meine Lieblingsmusik.

Heute habe ich mit einem Scherz begonnen: »Wenn Gott unser Vater ist, dann ist der Teufel unser engster Freund«. (Ich sagte »Busenfreund«, aber es funktioniert auch so. Der engste, der beste.) Darum geht es in meiner Erzählung. Wäre ich nicht ich, dann würde ich jetzt in gewichtigem Ton Folgendes von mir geben: »Diese Geschichte handelt von der komplizierten Beziehung des Erzählers zu seinem Vater und seinem engsten Freund. Von der unmöglichen Wahl zwischen Respekt für den einen und Zuneigung (um nicht zu sagen: Liebe) zu dem anderen.«

Aber meine Uhr zeigt null Uhr und elf Minuten, Zeit für Musik.

Lubomyr Melnyk. Ripples in a Water Scene. Gekräusel auf der Wasserbühne.

Das Internationale Interaktive Biografische Komitee (IIBC) – eine dermaßen einflussreiche und respektgebende Institution, dass ich schon seit zwei Jahrzehnten um das Recht buhle, ihr korrespondierendes Mitglied zu werden – hat mich mit der ausführlichen und kommentierten Beschreibung des Lebens eines gewissen Josip Rotsky beauftragt. Ich habe diesen Auftrag nicht nur mit stillschweigender Genugtuung angenommen, sondern auch im Bewusstsein der Verantwortung für seine besondere Komplexität. Die Summe meiner Kenntnisse über die Person, deren Lebensweg ich umfassend und vollständig dokumentieren sollte, betrug kaum mehr als null und erschöpfte sich in dem erwähnten Vor- und Nachnamen.

Wobei auch diese minimalen Angaben offenbar nicht verlässlich sind. Schon der Vorname. Wirklich Josip? Oder doch archaischer – Osip? Vielleicht Josiph? Oder sogar Joseph und Józef? Oder gleich Joasaph und Josaphat?

Josip Rotsky. Ein präventiöser Hybrid aus Brodski und Roth. Letzterer war seinem Geburtsort nach ebenfalls ein *brodskyj* beziehungsweise *brodywskyj*, einer aus Brody. Dies nur am Rande.

Nach einigem Meditieren und dem skrupulösen Durchforsten aller möglichen Internetressourcen konnte ich erste Schlüsse ziehen. Vor allem, dass Josip Rotsky wirklich existiert hat oder vielleicht immer noch existiert. Dass es sich also nicht um das Hirngespinnst eines der Komitee-Funktionäre handelte. Niemand im Komitee hatte die Absicht, eine weitere biografische Fiktion in Umlauf zu brin-

gen – das hätte ich selbst unter der Folter bestätigt. Rätselhaft blieb, warum das Komitee so stark an ihm interessiert war. Die Antwort, so vermutete ich, würde mit dem Fortgang meiner Forschungen Gestalt annehmen.

Zuerst gab es nur Brosamen. Es gelang mir herauszufinden, dass Josip Rotsky eine musikalische Ausbildung abgebrochen hatte und wohl mehrere Tasteninstrumente beherrschte. Anfang der neunziger Jahre spielte er in einer Band und war in Serbien auf Tournee. Vielleicht war es auch Mazedonien. Die Sprache lernte er nicht, imitierte jedoch ab und zu serbische Ausdrücke. Wenn er zum Beispiel ein paar besonders verführerische Linien oder Wölbungen nachschaute, rief er begeistert »kakova malica!«, was, wie er glaubte, in seiner Muttersprache »so ein Mädchen!« hieß.

Überhaupt benutzte er gern eigene, spontan erfundene Wörter. Manche kehrten später wieder, andere tauchten nur einmal auf.

In seinem vorherigen Leben, das auf die Wende vom XV. zum XVI. Jahrhundert fiel, war er ebenfalls Musiker gewesen, aber offenbar ein viel begabterer.

Außerdem erfuhr ich, dass Josip Rotsky meist einfarbige, eher helle Hemden trug. Obwohl ihm auch Schwarz nicht schlecht stand. Vielleicht wegen seiner Heterochromie – ein äußerst seltenes Phänomen, wenn die Augen unterschiedliche Iris-Färbung aufweisen. Dass eines von Rotskys Augen grünlich war, darf als gesichert gelten. Ob das rechte oder das linke, konnte ich so wenig ermitteln wie die Farbe des anderen Auges.

Sein Land hatte Josip Rotsky unfreiwillig verlassen. Es gibt Anlass anzunehmen, dass dies vor allem mit dem Scheitern der Revolution zusammenhängt. An beidem – der Revolution wie ihrem Scheitern – hatte er einen nicht

geringen Anteil. Daher auch seine mutmaßliche Mitwirkung bei einem politischen Attentat. Welches offenbar erfolgreich war.

Das war ungefähr alles, was ich über Josip Rotsky wusste, als ich mich zur Fortsetzung meiner Recherche-Exerzitien auf Wanderschaft begab. Ohne mich in Einzelheiten meiner verschlungenen Reise zu verlieren, deren Abwege manchmal hoffnungslos absurd erschienen und höchstwahrscheinlich nirgendwohin, nur in eine absolut verschlossene Sackgasse führen würden, will ich berichten, wie ich auf ein unüberwindliches Hindernis in Gestalt eines übel beleumundeten Schweizer Gefängnisses traf, das ich schließlich umgehen musste, ohne Einlass gefunden zu haben. Dieser Misserfolg wurde zu einer Art Wendepunkt.

Im Dezember vergangenen Jahres verschlug es mich nach Nashorn – kein Städtchen, sondern eine richtige Stadt unweit eines der rund siebzig geografischen Mittelpunkte Europas östlicher Spielart. Die Karpaten nehmen dort recht exotische vulkanische Formen an, und ihre mit Nussbaum- und Kastanienhainen bewachsenen Ausläufer bilden ganze Kaskaden steilerer und sanfterer Hänge, an die sich seit beinahe neun Jahrhunderten die erwähnte Stadt ideal schmiegt. Nashorn hieß sie allerdings nicht vom Moment ihrer Gründung an, sondern erst seit der Regierungszeit des sechsundzwanzigsten Barons Florian-August. Also etwa seit Ende des XV. Jahrhunderts.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ich die Wohnung anmieten konnte, in der Josip Rotsky noch wenige Jahre zuvor gewohnt hatte, aber ich *löhnte dasselbe*, wie mir der schmierige Makler versicherte, und das musste angesichts der schleichenden Inflation wohl als unverdientes Privileg gelten.

So wurde ich zum Einwohner dieser nur auf den ersten Blick unscheinbaren Stadt. Das Haus, dessen halbes Erdgeschoss vorübergehend zu meiner Verfügung stand, war ein mehrstöckiges Musterbeispiel architektonischer Unsicherheit; es drängte sich mit aller Macht an den felsig-basaltigen, *wild* genannten Fuß des Festungsbergs – als wolle es auf ewig verschwinden, sich in seinen Eingeweiden verstecken. Als Besonderheit des Hauses konnte allenfalls sein Keller gelten, vielmehr der dort befindliche Klub. Wobei der meistens geschlossen blieb. Wenn er, selten genug, einmal öffnete, war er nur mäßig besucht. Ich habe nur einmal dort gegessen, am Abend nach dem Einzug. Es handelte sich um eine typisch altmodische Spelunke, wo früher einmal so viel geraucht worden war, dass dieser Geist nicht vertrieben werden konnte – egal, wie viel Durchzug man veranstaltete. Ein weiteres Element seiner *Oldschool*-haftigkeit waren die Zahnstocher – nicht nur auf den Tischen, neben Salz- und Pfefferstreuer, sondern auch auf der Theke. Fehlten nur noch die Senffässchen. Keiner der Angestellten beeilte sich, mein vorgeblich schwaches Interesse zu befriedigen. Der betont apathische Barman ließ sich zumindest die Information aus der Nase ziehen, hier habe es kürzlich noch ein anderes Lokal gegeben, keine Ahnung, für welches Publikum. Das heißt, er habe doch eine Ahnung, eine schwache: »Irgendwelche Emigranten.« Der einheimische Blaufränkische erwies sich als unterdurchschnittliche Abart dieses unterdurchschnittlichen Weins, und es passierte auch sonst nichts Anregendes. So tauchte in meinem Blickfeld auch nicht der Schatten von etwas auf, das den Ausruf »kakova malica!« verdient hätte. Nachdem ich das zweite Glas heruntergewürgt hatte, zahlte ich und stieg die Treppe hinauf nach Hause.

Zur Monatsmitte hin, als die Tage kritisch kurz und schamlos finster wurden, vor allem in einer Parterrewohnung unter dem Festungsberg, erlebte ich das bis dato einzige mystische Abenteuer meines Lebens. Nachdem ich am Nachmittag einen weiteren Stapel Dokumente durchgegangen war, ohne fündig zu werden, und vor dem Fenster die äußerst zaghaften Versuche des Schnees beobachtet hatte, endlich auf alle Zurückhaltung zu pfeifen und mit Macht zu fallen, beschloss ich, eine Pause einzulegen und auf dem verführerisch nahen Sofa ein Nickerchen zu halten. Als ich vom Dösen in den Schlaf glitt, registrierte ich noch einen mir neuen Umstand: Von unten, also aus dem Keller, erklangen Geräusche verschiedenen Timbres und verschiedener Lautstärke, die auf couragiertes Verrücken von Möbeln und das Aufstellen von Instrumenten hindeuteten. Vielleicht waren es noch nicht alle. Jedenfalls bearbeitete der Tontechniker mit aller Macht das Schlagzeug.

Schließlich fiel mir noch ein, dass heute Freitag war und abends ein Konzert stattfinden sollte.

Etwas Drittes nahm langsam Konturen an. Alles war wie damals. Ich war nicht ich, sondern Josip Rotsky. Ich lag auf seinem Sofa, in seiner Zeit. Er war es, der die Geräusche aus dem Keller hörte. Ich brauchte mich nur aufzulösen in dem, was weiter geschah. In einer anderen Zeit an einem anderen Tag, gegen Ende eines Jahres, in ebendieser Wohnung.

Unten wurde weiter die Bass Drum eingestellt – lange, öde und eintönig. Daran war nichts Ungewöhnliches. Über einem Klub zu wohnen, bringt gewisse Unannehmlichkeiten mit sich, vor allem freitags und samstags. Der Klub hieß »Kata morgana« (oder »Xata morgana« – beide

Schreibweisen wurden gleichberechtigt verwendet), und Josip Rotsky hatte noch nie einen Fuß hineingesetzt. Die vorkonzertlichen Geräusche freitagnachmittags war er allerdings schon gewohnt. Genau wie die Konzerte selbst. Nicht alles klang durchweg hoffnungslos, hätte Josip Rotsky gesagt, hätte man ihn gefragt. Aber es gab niemanden, der fragte.

Im Keller passierte jedenfalls nichts Ungewöhnliches.

Als äußerst ungewöhnlich, wenn nicht gar unmöglich, erschien jedoch, dass es an der Tür klingelte. Josip Rotsky machte nicht auf. Niemand, absolut keine lebende Seele konnte ihn heute hier behelligen. Für diesen Freitag war kein Rendezvous, waren keine Sex-Séancen oder andere Intimitäten geplant. Trotzdem wuchs sich das Klingeln zu einer Serie kürzerer und längerer Töne aus, die dann in Pochen übergingen. Der unbekannte Gast zeigte entschlossene Beharrlichkeit und eine gewisse Ungeduld.

Zum ersten Mal spürte Rotsky Bedauern wegen des Gucklochs – er hätte längst eines bohren müssen. Er zögerte ein bisschen, reglos hinter der Tür. Seine gut trainierte Vorstellungskraft blätterte einige Nachrichtenseiten durch, wo in ein oder zwei Stunden die Info über einen weiteren liquidierten Gelisteten aufpoppen würde. *Sie* vielleicht, warum sollten *sie* es nicht sein, überlegte Rotsky. Endlich winkte er innerlich ab, sagte in Gedanken sein *zu Tode gefürchtet ist auch gestorben* und öffnete.

Der Kerl auf der anderen Seite der Tür war vor allem Parfüm, eine intensiv-dichte Wolke aus Duft. Darin erklangen seine ersten Worte, und die lauteten: »Guten Tag, ich bin die Beute.«

In Rotskys Muttersprache. Die er während der vergangenen Jahre schon fast verlernt hatte.

»Guten Tag, ich bin die Beute.«

»Reuter?«, fragte Rotsky ungläubig.

»Nee, Beute. Aber im positiven Sinne – Jagdbeute. Sie sind der Jäger, ich die Beute.«

Rotsky starrte auf die ideale Glatze, auf diese glänzende Rundung des Kopfes. Von seitlich unten, denn er, Rotsky, zeichnete sich nicht durch hohen Wuchs aus.

»Myroslav-Jaromyr Servus«, stellte sich der Glatzkopf vor. »Oder kürzer: Myromyr oder Slavojar. Myrko. Oder Jarko. Wir sind Nachbarn. Ich bin unter Ihnen. Der Besitzer der Xata morgana. Ich hoffe, wir stören Sie nicht zu sehr.«

»Sehr nett von Ihnen«, murmelte Rotsky.

»Weiß ich. Wollen Sie mich nicht hereinbitten?«

Die Parfümwolke schwebte in den Flur. Rotsky glaubte »Gravity Master« von Klaus-Johann Bérangé zu erkennen (Safran, Zimt, Abendjasmin, Asche und – Muskatratte).

»Ihre Nase trügt Sie nicht. Das mache ich absichtlich: um den Schwefel zu verdecken«, kommentierte der Glatzkopf, über seinen eigenen Scherz lachend, und steuerte zielstrebig das Wohnzimmer an.

Ideal war nicht nur seine Glatze. Die ideale Glattheit erlaubte in seinem Gesicht weder Brauen noch Wimpern. Seine Kleidung saß ideal eng und ließ keine Chance auf Falten. Und dazu die wertvollen Schmuckstücke in Nase, Ohren, an Hals, Handgelenken und Fingern! Jedes einzelne verlangte nach genauerer Betrachtung und Interpretation der Symbole.

»Ich wollte mich nicht einfach bloß vorstellen«, der Gast sah sich nach dem irgendwo hinten verloren gegangenen Hausherrn um, als er das Ende des Flurs erreicht hatte. »Ich habe einen Vor ...«

Er stockte wegen Edgar. Der hatte sich ein Bild der Lage